

DRESDNER REDEN 2022

13. März 2022

Mithu Sanyal

Politics of Love / Wie politisch ist Liebe?

Eine Veranstaltungsreihe des Staatsschauspiels Dresden und der Sächsischen Zeitung.



**STAATSSCHAUSPIEL
DRESDEN**



**SÄCHSISCHE
ZEITUNG**

„Liebe und Politik gelten als Gegensätze, dabei ist Liebe das, was in Zeiten von Gräben in der Gesellschaft und unüberwindbaren Spaltungen am meisten fehlt. Traditionellerweise haben sich gerade linke Politiken stets auf eine Ethik der Liebe bezogen. Mohandas Gandhi, besser bekannt als Mahatma Gandhi, und Martin Luther King machten Liebe zum Zentrum ihrer Politik, während Liebe für die Linke heute beinahe zu einem schmutzigen Wort geworden ist und nach Rückzug ins Private und Neoliberalismus riecht.“ Die Schriftstellerin und Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal fragt in ihrer Dresdner Rede danach, ob wir mehr Liebe brauchen, um über Utopien und Visionen sprechen zu können, oder was wir von einer Ethik der Liebe für die aktuellen Herausforderungen lernen können. Sie veröffentlichte bereits die Kulturgeschichten *VERGEWALTIGUNG* und *VULVA*, zuletzt erschien ihr literarisches Debüt *IDENTITTI*.

DRESDNER REDEN 2022

in Kooperation mit der Sächsischen Zeitung

13. Februar 2022, 11.00 Uhr > Schauspielhaus

Clemens Meyer *Schriftsteller*

Realitätsverluste oder: Komm wieder, Dr. May!

20. Februar 2022, 11.00 Uhr > Schauspielhaus

Klaus Töpfer *Politiker*

Wissenschaft und Demokratie – ein Spannungsfeld?

27. Februar 2022, 11.00 Uhr > Schauspielhaus

Svenja Flaßpöhler *Philosophin, Journalistin und Autorin*

Erkenntnislust

13. März 2022, 11.00 Uhr > Schauspielhaus

Mithu Sanyal *Schriftstellerin und Kulturwissenschaftlerin*

Politics of Love / Wie politisch ist Liebe?

POLITICS OF LOVE / WIE POLITISCH IST LIEBE?

Dresdner Rede von Mithu Sanyal

Ich möchte Sie ganz herzlich willkommen heißen. Guten Morgen, schön, dass Sie heute hierhin gekommen sind. Ich liebe Sie. Damit haben Sie jetzt nicht gerechnet, nicht wahr? Ich liebe Sie alle. Aber was soll das heißen? Was soll das heißen, wenn ich sage: Ich liebe Sie? Siezt man Menschen, die man liebt? Also dann: Ich liebe euch! Besser?

Keine Sorge: Ich möchte nicht mit Ihnen allen Sex haben oder zumindest nicht in diesem Sinne, obwohl ich denke, dass wir nach den letzten beiden Jahren deutlich mehr Körperkontakt gebrauchen könnten. Aber das ist ein anderes Thema.

An diesem schönen, sonnigen Morgen, an dem sie es wirklich geschafft haben, hier in diesen Saal zu kommen, die Türen zuzumachen, um mir zuzuhören – wofür ich sehr dankbar bin –, möchte ich mit Ihnen über Liebe sprechen. Natürlich möchte ich über Liebe sprechen. Schließlich bin ich eine Frau. Ich bin so cis, dass ich schon seit mehr als einem Jahr keine Hose mehr getragen habe. Und Liebe ist nun einmal das, womit sich Frauen beschäftigen sollen. Ich spreche hier immer noch von Cis-Frauen. Denn wir gendern nicht nur Körper. Wir gendern auch Emotionen. Ist Liebe eine Emotion? Gute Frage. Nächste Frage.

In unserer Gesellschaft wird der Bereich der Emotionen weiblich gegendert, somit fällt es Frauen zu, sich nach Liebe zu sehnen – also danach zu sehnen, geliebt zu werden – und diese Liebe als ihre Existenzberechtigung anzusehen. Weshalb sie auch die ganze Liebesarbeit machen und die Beziehungsarbeit und die Care-Arbeit, und weil wir es aus Liebe tun, tun wir es umsonst. Und das ist ein Problem. Das muss ich Ihnen nicht erklären. Wir alle wissen, dass das ein Problem ist. Und deshalb misstrauen wir der Liebe. Die Linke, Künstler*innen und Aktivist*innen, wir alle werden misstrauisch, wenn das Wort „Liebe“ auch nur erwähnt wird. Wir können kinky Sex haben und über Tabus sprechen oder Tabus brechen, bis die Kühe heimkommen, um sich von uns – darf man das Wort, das sich auf Stricken reimt, sagen? – um sich von uns stricken zu lassen, aber Liebe ist ... uuuuhhhhh.

Weil Liebe die Glasperlenkette ist, die uns an Stelle von gleichem Lohn angeboten wird oder überhaupt an Stelle von Lohn, genauer gesagt: die „Romantische Liebe“. Und ich könnte den Rest dieser Rede damit verbringen, die Romantische Liebe zu dekonstruieren. Aber ich werde das nicht tun! Weil Aufmerksamkeit natürlich Energie ist und ich nicht noch mehr Energie auf die Romantische Liebe verschwenden will. Denn wenn man eine Sache tut, kann man nicht gleichzeitig eine andere Sache tun. Und ich möchte über die politische Dimension von Liebe reden. Ich möchte über die Funktion von Liebe in

und für Communities reden. Ich möchte über die Rolle von Liebe in der Politik reden. Und ich möchte darüber reden, warum ich mir eine Politik der Liebe wünsche. Politics of Love.

Denn ich hätte ja auch ganz anders anfangen können, zum Beispiel so: „Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, ich werde in diesem Vortrag zusammenfassen, was die Konfliktlinien unserer Zeit sind, und ich werde Ihnen erklären, wie wir über Putin und die Corona-Maßnahmen und Impfen und sogar Homöopathie denken sollen oder nicht denken sollen. Und zwar so, wie ich das sehe. Und dann können Sie danach darüber schimpfen, warum die andere Seite so vernagelt ist, weil ich Ihnen die Motivation der anderen Seite erklären werde, nicht ihre Handlungen, sondern was sie mit diesen Handlungen bezwecken, weil ich in der Lage bin, Gedanken zu lesen. Und dann sind wir zwar alle nicht schlauer, aber in unseren Ansichten bestätigt worden. Und das ist ja auch schön für so eine Rede.“ Das ist natürlich Ironie, aber nach diesen Mustern verlaufen gerade eine Menge politischer Analysen und Auseinandersetzungen – und ich würde sogar sagen, in den letzten beiden Jahren die meisten politischen Auseinandersetzungen. Ich dachte immer, dass das daran läge, dass wir uns nicht genug zuhören, dass wir die Argumente unseres Gegenübers nicht genügend verstehen, dass wir nicht genügend Wissen haben. Also habe ich mehr geredet und noch mehr und noch mehr.

Wenn ich jedoch auf meine Erfahrung in den letzten dreizehn Jahren, in denen ich verstärkt öffentlich Vorträge halte und Workshops gebe, schaue, auf meine Erfahrungen mit Diskussionen in sozialen Medien und in traditionellen Medien, dann ist es häufig so, dass – auch wenn alle Argumente ausgetauscht sind – trotzdem noch nichts passiert. Also Verständnis passiert dann definitiv nicht und Heilung erst recht nicht. Weil diese Art, Politik zu machen, das Gegenteil von Love Politics ist, weil es hier ums Gewinnen geht. Ein Argument gewinnen. Eine Debatte gewinnen. Aber Politik kann man nicht gewinnen.

Ebenso wenig wie Kriege übrigens: In einem Krieg sind wir alle Verlierer, und zwar manchmal noch über Generationen. Das sollten wir in Deutschland sehr genau wissen. Weil diese Rede unter dem Schock des Krieges in der Ukraine stattfindet, kann ich nicht so tun, als gäbe es das nicht und hier nur über Liebe reden. Man kann das nicht ignorieren. Allerdings bin ich keine Ukraine-Expertin und auch keine Russland-Expertin wie plötzlich ganz viele Menschen in meinem Umfeld. Die wissen alle schon immer, wie die Politik in der Ukraine funktioniert und warum Putin etwas tut und was er damit bezwecken möchte. Vielleicht geht es Ihnen genauso, vielleicht kennen Sie auch den ein oder anderen, der plötzlich auch schon immer Russland-Experte war. Deswegen keine Sorge: Ich werde Ihnen nicht erklären, was das Problem mit Putin ist oder dass es an seiner toxischen Männlichkeit liegt. Ich weiß überhaupt nicht mehr, was toxische Männlichkeit bedeuten soll, weil ich keine Ahnung von Putin habe.

Aber ich habe Ahnung von Pazifismus. Und der fehlt mir in den aktuellen Debatten existentiell. Ich erkenne mein Land nicht wieder! Wie kann es sein, dass Deutschland plötzlich wieder offen über unsere Rolle in einem Krieg spricht? Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich sehe, dass wir eine besondere Situation haben. Das, was gerade in der Ukraine passiert, ist entsetzlich. Darüber müssen wir nicht reden. Und das können wir nicht einfach ignorieren. Trotzdem finde ich es unredlich, dass der Krieg in der Ukraine als Argument missbraucht wird, der Bundeswehr einfach mal 100 Milliarden Euro zuzuschustern – wegen unserer Sicherheit. Ich habe versucht, das im Radio zu sagen, im WDR. Da wurde mir gesagt: Sie wissen aber, Frau Sanyal, dass das eine unpopuläre Meinung ist. Wie bitte, wirklich? Das ist so viel Geld, dass wir davon alle Pflegekräfte in allen Krankenhäusern angemessen bezahlen könnten und die Luftfilter in die Schulen einbauen könnten und immer noch ein Batzen Geld übrigbliebe. Das würde mir ein Gefühl der Sicherheit geben! Und nicht, dass ab jetzt zwei Prozent unseres Bruttoinlandsprodukts ins Militär fließen sollen.

Abgesehen davon, nutzt das der Ukraine herzlich wenig. Genauso wenig wie die Diskussion, die Wehrpflicht wieder einzuführen, die ja jetzt hoffentlich wieder eingemottet worden ist. Wenn Deutschland die Wehrpflicht wieder einführt, wandere ich aus! Ich lasse meinen Sohn nicht zum Militär. Zu einem Militär, das sich wieder aktiv an Kriegen beteiligt. Mir wird da immer gesagt: Aber Mithu, Jugendliche könnten ja auch einen Ersatzdienst machen, zum Beispiel in einem deiner heißgeliebten Krankenhäuser. Ach ja? Wirklich? Und wie lange gilt das? Weil unsere Politiker und Politikerinnen gerade verdammt gut darin sind, ihre Versprechen zu brechen. Wir waren mal die Nation, die gesagt hat: Nie wieder Krieg! Und dafür gab es verdammt gute Gründe!

Aber wir haben uns doch auch schon am Kosovo-Krieg beteiligt. Und das ist der Grund, warum ich meinen Politikern und Politikerinnen nicht glaube, wenn sie sagen: Ach, das wird schon nicht passieren. Wenn wir uns jetzt noch militärisch komplett neu aufstellen, wenn wir damit also die ganzen Prinzipien, die uns jahrzehntelang geleitet haben, über Bord werfen, dann dürfen wir das nicht unter dem emotionalen Schock der Situation in der Ukraine machen. Dann müssen wir das gesamtgesellschaftlich verhandeln. Denn das wäre ein neuer Gesellschaftsvertrag.

Und ich bin ja nach wie vor dafür, dass wir unsere Energie in andere Wege investieren, Konflikte zu lösen als mehr Waffen zu kaufen. Denn wenn diese Waffen erstmal da sind, dann werden wir sie auch irgendwann benutzen. Und dann wird mir immer wieder gesagt: Darf man in diesen Zeiten überhaupt über Pazifismus reden? Ich glaube sogar, wir müssen. Das Lieblingswort in der Politik – und ansonsten auch – ist „alternativlos“. Nichts auf der Welt ist alternativlos. Es kann schlechte Alternativen geben, aber nichts ist alternativlos. Und deshalb bin ich von der Wichtigkeit von Liebe im politischen Prozess überzeugt. Und jetzt höre ich auch auf, über den Krieg zu sprechen.

Nebenbei: Sogar ohne Politik ist Liebe ein revolutionärer Akt. Und warum ist Liebe ein revolutionärer Akt? Weil das Erste, was man Menschen beibringt, die man kolonialisieren oder unterdrücken oder diskriminieren möchte, ist, dass sie nicht zu den liebenswerten Subjekten gehören, dass sie nicht zu den Menschen gehören, die es wert sind, dass man Empathie für sie empfindet, dass sie diese Empathie nicht gesamtgesellschaftlich einklagen können.

Nicht zufällig ist das eine Empfindung, die alle diskriminierten Gruppen und Individuen teilen: dass sie weniger wert sind als andere. Genauer gesagt: weniger Liebe wert. Weniger Aufmerksamkeit wert. Weniger Empathie wert. Deshalb ist auch sowas wie: „Jemanden wie mich kann man nicht lieben“ keine individuelle Aussage und verweist nicht auf ein individuelles Problem, sondern auf ein politisches. Sie kann zu einem individuellen Problem werden, und das ist das Perfide daran.

Hier geht es erstmal um die politische Dimension: Denn die Angst, nicht geliebt zu werden oder unglaublich viel tun zu müssen, um Liebe zu erheischen, macht etwas mit uns. Und mit Liebe meine ich auch Aufmerksamkeit, Respekt, Empathie, Interesse. Übrigens ist das auch der Trick an Liebe, respektive Liebesentzug als politische Waffe: dass es nicht nur eine reale Bedrohung sein muss. Dass die Angst, Liebe zu verlieren oder nie zu bekommen oder weniger Liebe zu erhalten, bereits ausreicht, um Menschen psychisch und sogar physisch zu verkrüppeln.

Am eindrücklichsten beschreibt das der Philosoph und Schriftsteller James Baldwin 1971 in seinem offenen Brief an die Philosophin und Bürgerrechtlerin Angela Davis, die damals wegen eines bewaffneten Überfalls, bei dem sie erwiesenermaßen nicht anwesend war, im Gefängnis saß: „Liebe Schwester, der amerikanische Triumph, der gleichzeitig die größte Tragödie Amerikas ist, besteht darin, dass es schwarze Kinder dazu gebracht hat, sich selbst zu hassen. In meiner Kindheit haben sich Schwarze jedes Wochenende auf der Lennox Street die Köpfe eingeschlagen, und niemand hat ihnen oder mir erklärt, dass es Absicht war, dass wir uns gegenseitig umbringen, dass wir zusammengepfercht sind wie Tiere, dass wir uns selbst als Tiere betrachten.“ Ich kenne wirklich wenige Autoren oder Autorinnen, die diese Herausforderung und den Schmerz und die Schwierigkeit, sich unter diesen Voraussetzungen selbst zu lieben, besser in Worte gefasst haben. „Ich sah nicht sehr klar, das allerdings sah ich: dass mein Leben, mein Leben in Gefahr war, und zwar nicht durch etwas, das man mir antun könnte, sondern durch den Hass in meinem Herzen ...“

Ich liebe James Baldwin so sehr, weil James Baldwin so sehr liebt. Weil Baldwins Beziehung zur Welt – auch der Welt des Denkens – über Liebe, über Nähe, über ein In-Verhältnis-Treten, in ein Verhältnis, das nicht hierarchisch ist, funktioniert. Und weil er diese Verbindung niemals aufgibt, so sehr die Welt ihn auch dazu bringen will. Er hat 1962 einen hochbeachteten Essay im New Yorker geschrieben, LETTER FROM A REGION

IN MY MIND. Darin hatte er ausgeführt, dass Hass selbstzerstörerisch ist und dass wir Liebe brauchen, um uns und die Gesellschaft zu transformieren. Und er schreibt darin: „Die einigermaßen bewussten Weißen und die einigermaßen bewussten Schwarzen, müssen *wie Liebende* das Bewusstsein des anderen einfordern oder wecken...“ Was er damit meint: Wir müssen nicht miteinander kuscheln und alles toll finden, was wir tun, wir müssen nicht einmal in jedem Moment ein tiefes Gefühl von Liebe empfinden, aber wir müssen unsere Beziehung auf die Basis von Liebe stellen: also auch unsere politischen Aushandlungsprozesse auf die Basis von Liebe stellen. Wir müssen uns verhalten wie Liebende. Act like lovers. Daraufhin schrieb ihm die Philosophin Hannah Arendt: „Ihr Artikel im New Yorker ist meines Erachtens ein politisches Ereignis sehr hohen Ranges; auf jeden Fall ist es ein Ereignis, was mein Verständnis der Situation der Schwarzen verändert hat.“ Das ist in der Tat beeindruckend, weil Rassismus der – höflich ausgedrückt – blinde Fleck in Arendts Werk war und sie sich erst drei Jahre vorher in einem Artikel gegen die Aufhebung der Rassentrennung an Schulen ausgesprochen hatte.

Nur an einem Punkt ließ sie sich nicht von Baldwin umstimmen: „Der Politik ist die Liebe fremd, und wenn sie sich darin einmisch, wird nichts erreicht als Heuchelei...“ Das basiert auf Arendts Überzeugung, Liebe könne nicht politisch sein, weil sie Pluralität negiert. Pluralität ist ein zentrales Wort in Hannah Arendts Werk. Für James Baldwin ist Pluralität überhaupt erst einmal die Voraussetzung für Liebe. Allerdings Liebe nicht als sentimentaler Eskapismus, sondern Liebe als Konfrontation mit der Welt: „Sentimentalität, die demonstrative Zurschaustellung überbordender aufgesetzter Gefühle, ist das Merkmal der Unaufrichtigkeit, der Unfähigkeit zu fühlen. Die feuchten Augen der Sentimentalen verraten ihre Abneigung gegen Erfahrung, ihre Angst vorm Leben, ihr ausgedörrtes Herz; Sentimentalität ist daher immer ein Signal verborgener, gewalttätiger Unmenschlichkeit, eine Maske der Grausamkeit.“ Finde ich super, habe ich mir aufgeschrieben und neben das Bett gehängt. Es passt auf so vieles.

Und ich muss wirklich sagen: Entschuldigung, Hannah Arendt, ich stimme mit James Baldwin überein. Obwohl ich Dich liebe, Hannah Arendt. Obwohl ich Hannah Arendt wirklich über alles liebe. Aus diesem Grund muss Hannah nicht perfekt sein, um meine Liebe zu verdienen, und deshalb kann ich damit umgehen, dass wirklich zentrale Teile von Hannah Arendts Werk sehr rassistisch sind und ich sie wirklich ablehne. Das ist Pluralität. Andere als anders wahrnehmen zu können und sie immer noch lieben zu können. Es nicht zu brauchen, sie uns gleich machen zu müssen. Das „Du“ ist immer größer als meine Vorstellung davon. Unsere geteilte Menschlichkeit basiert darauf, dass wir eben nicht in der Lage sind, eine andere Person erfolgreich in eine Schublade zu stecken, ein Label darauf zu machen. Und übrigens auch nicht uns selbst. Wir sind alle viele, wir sind widersprüchlich, und das macht uns aus und zu Menschen. Der Soziologe George Yancey sagt dazu: „Ich möchte, dass ihr mit Liebe zuhört.“ In der Philosophie

ist der Begriff dafür das Principle of Charity – oder auf Deutsch das Prinzip der wohlwollenden Interpretation. Sich zuzuhören und zu gucken, was die andere Person im besten Fall gemeint haben könnte und nicht direkt auf Formulierungen zu springen: Ah! Du hast das gesagt, dann bist du die oder die Identität. Setzen Sie ihre Lieblingsformulierung hier ein – Schwurbler, Aluhut, Identitätspolitik, Gendergaga, völlig egal. Weil jede dieser Bezeichnungen eine Reduzierung ist und damit notwendigerweise falsch, weil sie Menschen in ihrer Komplexität auf eine Identität reduziert. Das ist die Art, wie wir gerade als Gesellschaft miteinander reden. Ich finde das beängstigend. Denn niemand, dem wir sagen: „Du bist ein schlechter Mensch“, wird sagen: „Ah, danke Mithu, dass du mir das gesagt hast, dann ändere ich das mal.“ Love Politics bedeutet übrigens auch, uns selbst mit Liebe zuzuhören, auf uns selbst mit diesem liebevollen Blick zu schauen.

Der Schriftsteller und Anarchist Gustav Landauer hat einmal gesagt: Die revolutionärste Handlung ist, die Menschen, die wir lieben, wertschätzend zu behandeln. Oder so ähnlich. Ich habe es nie geschafft, das Zitat bei Landauer zu finden. Am nächsten kommt: „Staat ist ein Verhältnis, ist eine Beziehung zwischen den Menschen, ist eine Art, wie die Menschen sich zueinander verhalten; und man zerstört ihn, indem man andere Beziehungen eingeht, in dem man sich anders zueinander verhält.“

Deshalb ist Liebe einer der effektivsten Wege, um Communities aufzubauen und zusammenzuhalten. James Baldwin spricht von Liebe als Überlebens-technik und als Mittel des Widerstands. Denn autoritäre Systeme wissen, sie müssen Liebe usurpieren und ihre Subjekte davon abhalten, sich selbst und einander zu lieben, sondern ihre Liebe auf eine abstrakte Liebe wie die Liebe für den König oder einen Führer oder ein Vaterland umlenken. Menschen, die sich wirklich lieben, leben bereits eine utopische Gesellschaft, in der sie ihr Gegenüber als gleichwertig ansehen. Und das ist das Zentrum von Love Politics: die Menschlichkeit in meinem Gegenüber zu erkennen und den Anderen als gleich wahrzunehmen, und zwar als gleich liebenswert. Die Sorge um das Wohlergehen eines anderen Menschen auf dieselbe Stufe zu stellen wie die Sorge um das eigene Wohlergehen. Nicht höher. Nicht niedriger. Auf dieselbe Stufe. Ich opfere mich nicht für Sie auf – waren wir beim du? –, ich opfere mich nicht für euch auf, und ich erwarte auch nicht, dass ihr euch für mich opfert. Das ist Christentum. Natürlich ist Love Politics nicht meine Idee, es ist nicht mal eine neue Idee. Auch im Christentum gibt es ganz viel zu Liebespolitik, wenn man sich beispielsweise die Bergrede anschaut. Mein großes Vorbild ist die Philosophin bell hooks, die im Dezember 2021 gestorben ist, woran ich immer noch knabbere.

bell hooks definiert Liebe als das Bedürfnis, uns gegenseitig bei unserem – physischen, psychischen und spirituellen – Wachstum zu unterstützen. Außerdem sagt sie: Liebe ist kein Gefühl, Liebe ist ein Verb. Liebe ist etwas, was wir tun. Nebenbei, wenn ich über politische Liebe spreche, hört sich das schnell so an, als würde ich fordern, dass wir alle bessere Menschen werden, dass wir unser individuelles Herz größer machen sollten. Das

können wir auch gern machen. Das ist auch immer schön, aber ich spreche hier über Strukturen. Ich möchte Strukturen, die es uns ermöglichen, miteinander in lebensbejahender Form zu interagieren.

Um Love Politics zu ermöglichen, brauchen wir eine gesellschaftliche Wertschätzung der Liebe. Wir leben im Kapitalismus, im Spätkapitalismus, das heißt, die einzigen sozialen Werte sind messbare Werte, also ökonomische Werte oder Status-Werte. Das sind aber natürlich nicht die einzigen Werte, wie wir alle wissen. Aber wir können die anderen Werte nicht ermessen. Deshalb brauchen wir ein Maß, ein Verständnis für diese anderen Werte. Wir brauchen eine faire Liebesökonomie, wo nicht einzelne die Liebesarbeit anderer ausbeuten, weil sie das ja freiwillig – sozusagen aus Liebe – machen. Und wir brauchen Bildung über Liebe und soziale Liebesstrategien, wie Deeskalation, Kommunikationsstrategien, Empathie, Radical Happiness, gewaltfreie Kommunikation, Konsensbildung et cetera.

Was wir aber auch brauchen, ist eine Community of Memory. Wenn Pluralität in unserer Gesellschaft heute selbstverständlich sein soll, dann muss es auch einen pluralen Blick auf die Vergangenheit geben, hat die Publizistin Kübra Gümüşay gesagt. Das bedeutet, dass alle Teile einer Gesellschaft Teil der Erinnerungskultur sein müssen, und nicht – wie zurzeit – nur ganz bestimmte Menschen. Deshalb gibt es gerade diese ganzen Debatten um Statuen, Gedenktage, Straßennamen. Wir sollten diese Debatten nicht gegeneinander machen, sondern miteinander. Wessen wollen wir gedenken? Wer ist *wir*?

Ein weiterer ganz wichtiger Punkt ist Civic Trust. Wir mögen zwar keine Politics of Love haben, aber wir leben in einer Culture of Hate, wenn ich mir die Nachrichten anschau. Das ist jetzt vielleicht ein bisschen dick aufgetragen, aber Politiker sagen, wir sollten offen, fair und tolerant sein, während die gesamte politische Rhetorik das Gegenteil behauptet und auf Angst und Bedrohung ausgerichtet ist. Wir brauchen eine Rhetorik der Deeskalation und des Vertrauens. Denn ganz im Ernst: Wir leben im sichersten Deutschland aller Zeiten. Herzlichen Glückwunsch! Wir leben in einem der sichersten Staaten der Erde. Herzlichen Glückwunsch! Unser subjektives Gefühl ist eines der Bedrohung, und das hilft uns nicht dabei, gute politische Entscheidungen zu treffen. Also geht es darum, Gemeinsamkeiten herauszufinden und Verständnis aufzubauen.

Ein konkretes Beispiel, wie das befördert werden könnte, sind Talkshows. Ich bin vor kurzem zu einer Talkshow eingeladen worden, da ging es um #MeToo und sexuelle Grenzüberschreitung, worüber man jetzt nicht mehr redet. In letzter Sekunde bin ich wieder ausgeladen worden, weil ich „nicht kontrovers genug bin. Sie sind eher so verbindend, nicht wahr, Frau Sanyal?“ Also haben sie statt meiner Birgit Kelle in die Sendung geholt. Und ich kann mit all meiner uneingestandenem Schadenfreude erklären, dass die Sendung echt nicht gut gelaufen ist. Warum erzähle ich diese Geschichte? Weil ich zu mehr Talkshows eingeladen werden möchte? Nein, sondern weil wir keine Talks sehen, sondern

Showfights. Leute, die sich ihre unterschiedlichen Meinungen gegenseitig um die Ohren hauen, und am Ende geht das Publikum mit genau der Meinung nach Hause, die es auch vorher schon hatte. Was haben wir dabei gelernt? Dass wir unsere Meinung verteidigen müssen.

In Großbritannien, das seit dem Zweiten Weltkrieg immer unser Vorbild war, werden Debatten noch immer so gelernt, wie zum Beispiel bei den berühmten Cambridge Debates: Zwei unterschiedliche, polarisierende Meinungen müssen ihren Punkt verteidigen, und danach wird darüber abgestimmt, wer gewonnen hat. Wir haben ja gemerkt: Abstimmen ist super, wie beim Brexit. Und danach sind alle einer Meinung, oder was? Wieviel innovativer wären stattdessen Debatten, Talkshows, öffentliche Gespräche, in denen die Teilnehmenden versuchen, einander zu verstehen und voneinander zu lernen. Damit wir als Gesellschaft diese kommunikativen Skills lernen.

Ein anderer Punkt, den wir auch brauchen: Civic Grace – das bedeutet die Bereitschaft, politische Ressentiments loszulassen, um zusammen an gemeinsamen Zielen arbeiten zu können – versus politisches Ressentiment, das eine Bedrohung der Demokratie darstellt. Kübra Gümüşay hat das so wunderbar ausgedrückt: „Es fehlt uns an einer Fehlerkultur.“ Wir stellen Menschen zu schnell an einen Identifikations-Pranger. Natürlich können und müssen wir einzelne Aussagen diskutieren oder auch kritisieren. Aber wir haben keine Kultur, aus unseren Fehlern zu lernen. Oder einfach nur mal nicht einer Meinung zu sein. In diesem Sinne haben wir zwar Debatten, aber keine Debattenkultur. Und eigentlich müssten wir total stolz darauf sein. Der Soziologe Armin Nassehi sagt, das ist das Merkmal von Demokratien, dass es Unbehagen gibt, weil man Nein sagen kann. In einer Diktatur kann man nicht Nein sagen, in einer Demokratie kann man das, und wir sollten uns darüber freuen, dass wir nicht einer Meinung sind.

Wir leben in einer Kultur, in der Bestrafen wichtiger ist als Veränderung. Die Forschung zeigt, dass die Dynamiken, die zu Empörung führen wie Skandalisieren, Calling Out, nicht die gleichen sind, die Veränderung auslösen. Skandalisieren ist sehr hilfreich, um Aufmerksamkeit zu erzeugen, aber für Veränderung brauchen wir die ganzen Zwischentöne und das Verhandeln miteinander und auch das Verständnis, warum jemand das anders gemacht hat. Dysfunktionale Familien zum Beispiel zeichnen sich nicht durch Gewalt aus und dass sich alle die ganze Zeit auf den Kopf schlagen, sondern durch Langeweile, weil alle Angst haben, einen Fehler zu machen und deshalb nichts sagen. In funktionalen Familien können Menschen an ihren Fehlern wachsen.

Ursprünglich dachte ich, dass der vierte Grundpfeiler meiner Liebespolitik Empathie wäre. Doch ich habe in letzter Zeit viel über den Unterschied zwischen Empathie und Mitgefühl nachgedacht. Wir verwenden Mitgefühl so ungern, weil sich das so christlich anhört, aber das meine ich damit nicht. Empathie bedeutet, dass wir Empathie mit Menschen haben, die wir als ähnlich ansehen, und je ähnlicher, desto mehr Empathie,

aber auch: je fremder, desto weniger Empathie. Zurzeit haben wir gerade sehr viel Empathie mit den Menschen, die aus der Ukraine fliehen müssen. Hervorragend, weiter so! Erschreckend wenig Empathie mit Menschen, die aus anderen Ländern zu uns fliehen müssen. Mitgefühl dagegen ist nicht auf die Mitglieder unserer eigenen Gruppe limitiert. Ja, für Mitgefühl muss ich noch nicht einmal mit den Mitgliedern dieser Gruppe übereinstimmen. Mitgefühl ist bedingungslos. Und auch darüber müssen wir reden: dass Mitgefühl Teil unserer Menschenwürde ist.

In den 1960er Jahren galt Liebe als der Weg zur Revolution – „Make love, not war“ –, inzwischen gilt Liebe als das Gegenteil davon, als Kapitalismus par excellence, als Warenförmigkeit von Begehren, und deswegen sind die Linke oder die Kulturschaffenden sehr vorsichtig in Bezug auf Liebe, auch in Bezug auf das Wort Liebe. Man kann beinahe von Berührungsängsten sprechen. Daraus resultiert ein fehlendes Konzept von Selbstliebe und Selfcare, das nicht sofort wieder in Konsumismus umschlägt, in ein „Ich muss mir ganz viele Dinge kaufen und irgendwie in ein Wellness-Hotel gehen.“ Aber vor allem folgt daraus die Unmöglichkeit, utopisch zu denken. Denn für Utopien brauchen wir Liebe!

Ich habe die letzten Jahre damit verbracht, gegen alles Mögliche anzuschreiben. Das muss ich gar nicht aufzählen, Sie wissen selbst, wogegen man in den letzten Jahren anschreiben konnte. Gegen Donald Trump, gegen Islamophobie, gegen Fundamentalismen, gegen neue und alte Sexismen, gegen Missverständnisse dessen, was Sexismus ist, gegen die AfD und so weiter und so weiter. Und irgendwann habe ich gemerkt, dass ich anfangen muss, *für* etwas zu schreiben. Ich habe mir vorgenommen, ein Jahr lang nur Artikel in Zeitungen *für* etwas zu schreiben. Ich habe es nicht durchgehalten. Ich habe es fast durchgehalten, aber ich habe es nicht zu 100 Prozent durchhalten können. Die Autorin Kübra Gümüşay sagt, wir brauchen eine eigene Agenda. Wir brauchen eigene Themen, die wir diskutieren, und nicht nur die Themen, die uns die Rechten hinschmeißen und auf die wir dann reagieren, an denen wir uns abarbeiten.

Und ich glaube wirklich zutiefst daran: Um Utopien denken zu können, brauchen wir Liebe. Denn ich glaube zutiefst daran, dass Liebe der Akt ist, die Welt um uns herum – und in den Fällen, über die ich eben gesprochen habe, die Menschen um uns herum – als beseelt wahrzunehmen. Dass Liebe der Akt ist, in ein verändertes Verhältnis mit der Welt einzutreten und die Welt zu verwandeln. Dann wird mir immer gesagt: Aber wir haben echte Probleme, wie zum Beispiel die Klimakrise, die gehen durch ein bisschen Lieben nicht weg. Ja, was ist mit der Klimakrise?

Robin Wall Kimmerer, Professorin für Umweltwissenschaften und First Nation American – sie gehört zu den Citizen Potawatomi – gab ihren Studierenden zu Beginn der Ökologie-Vorlesung einen Fragebogen, auf dem diese die Interaktion zwischen Menschen und Umwelt bewerten sollten. Alle 200 Anwesenden erklärten in der Regel, dass Menschen schädlich für die Umwelt sind, dass sie sie zerstören, ausbeuten, Klima-

wandel verursachen und so weiter. Wir kennen die Liste. Weiter unten im Fragebogen sollten sie eintragen, welche positiven Interaktionen sie zwischen Menschen und Natur kennen. Die Antwort lautet dann: keine. Kimmerer war entsetzt, dass ihre Studierenden sich noch nicht einmal *vorstellen* konnten, wie eine positive Interaktion aussehen könnte. Und das von jungen Menschen, die sich für dieses Studium entschieden hatten, weil sie die Umwelt schützen wollten. Doch wie wir alle, sind sie mit dem Narrativ aufgewachsen, dass Menschen getrennt sind: voneinander und von der Welt um sie herum, Individuen auf einem Staubkorn, das durch das Universum rast. Wenn wir uns jedoch als getrennt von der Natur wahrnehmen, können wir auch nicht in bedeutungsvoller Form mit ihr interagieren. Was wir können, ist, die Umwelt ausbeuten oder sie retten. Aber nicht auf Augenhöhe voneinander und miteinander leben.

Robin Wall Kimmerer erinnert uns: „Wie wir uns unsere Beziehung zu der lebendigen Welt um uns herum vorstellen, ist zentral. Das durchschnittliche amerikanische Kind kennt die Namen von mehr als 100 Firmenlogos, aber nur von 10 Pflanzen.“ Das ist ein Problem, weil Menschen nur erkennen können, was sie bereits kennen. Wenn wir eine Pflanze nicht kennen, sehen wir sie im wahrsten Sinne des Wortes nicht. Der Fachbegriff dafür ist: Nature Blindness oder Plant Blindness. Je weniger Namen wir für die belebte Welt um uns herum haben, desto weniger lernen wir, sie wertzuschätzen. Und Robin Wall Kimmerer schließt: „Es ist nicht die Umwelt, die zerstört ist. Es ist unser Verhältnis zu der Umwelt, das zerstört ist.“

Die Folgen sind unübersehbar. Nicht nur in der äußeren Welt, sondern auch in der inneren. Die Psychologie hat inzwischen erkannt, dass Menschen, die sich mit der Natur verbunden fühlen, auch besser in der Lage sind, Bindungen mit anderen Menschen – und sich selbst – zu fühlen und aufzubauen. Der Ethnobotaniker Gary Nabhan hat geschrieben: Wir können uns nicht ernsthaft in Richtung Heilung und Restauration bewegen ohne „re-story-ation“. Also ohne wieder die Geschichten der Natur zu hören und mit ihr in ein Verhältnis zu treten.

Es gibt viele konkrete Beispiel dafür, wie das aussehen kann, und eines davon ist die ehrenhafte Ernte, wie Kimmerer den traditionellen Umgang mit den Geschenken der Natur nennt. Also ganz banal: dass man nicht die erste Beere pflückt, die man findet, so wie man niemals die letzte Beere pflückt; dass man der Pflanze etwas zurückgibt, um Dankbarkeit auszudrücken, wie ein Lied oder ein Gebet oder ihre Samen verteilt und so weiter. Um die Wirkungsprinzipien der ehrenhaften Ernte wissenschaftlich zu überprüfen, führte Kimmerer an ihrer Uni ein Experiment durch, das mich wirklich umgehauen hat. Eine Doktorandin steckte auf einer Wiese mit Süßgras, ich glaube in Deutschland heißt es Mariengras, das dort vom Aussterben bedroht ist, Versuchsparzellen ab. Einen Teil der Parzellen ließ sie komplett in Ruhe, was in etwa unserer Vorstellung von Konservation, von Naturschutz entspricht: Nichts abpflücken, alles in Ruhe lassen, nichts anfassen, sich

rausnehmen. Das war ja auch bei Corona anfangs so, mit diesen Memes, dass die Delfine zurück nach Berlin gekommen sind. Wenn die Menschen nur zuhause bleiben, dann erholt sich alles. Also wir sind der Virus des Planeten. Einen Teil hat sie beerntet, indem sie die Halme vorsichtig abschnitt – allerdings nur die Hälfte der Halme und die andere Hälfte dagelassen hat. Und auf dem dritten Teil riss sie das Gras, wie die Korbflechterinnen das traditionell machten, einfach mit den Wurzeln aus dem Boden – allerdings ebenfalls nur die Hälfte der Halme!

Die größte Herausforderung für die Doktorandin war, ihre Dankbarkeit für die Gabe des Süßgrases auszudrücken, doch über die Monate stellte sich ein persönliches Verhältnis zum Gras ein, auch wenn sie sich immer noch nicht überwinden konnte, ihm Lieder vorzusingen. Das Ergebnis des Versuches war, dass das Süßgras auf den Parzellen, die in Ruhe gelassen worden waren, am Ende des Beobachtungszeitraums von zwei Jahren mit toten Halmen durchsetzt war, während es auf den Parzellen, die beerntet wurden, gedieh und sich vermehrte. Und zwar am meisten, wenn die Gräser ausgerissen wurden. Achtung, das funktioniert nur mit Süßgras! Bei anderem funktioniert das nicht.¹ Menschen sind nicht die Parasiten des Planeten. Wir haben etwas zu geben! Doch dafür müssen wir erstmal wissen, was wir überhaupt zu geben haben. Wir brauchen Zugang zu Wissen und Praktiken darüber, wie sich dieses Zurückgeben gestalten kann. Und ich glaube nicht, dass Sprache allein die Welt verändert. Ich glaube, dass Sprache und die materielle Welt in einem Spannungsfeld zueinanderstehen. Ich bin Geisteswissenschaftlerin, deswegen spreche ich mehr über Sprache als über andere Dinge und weil es ein Wechselverhältnis ist: Wofür wir keine Worte haben, das können wir nicht erkennen. Aber ich kann mich noch daran erinnern, welches Erschrecken es nach der Wiedervereinigung oder dem Anschluss – wie auch immer man das nennen möchte – war, als die Frauen aus der DDR kamen und sagten „Ich bin Mechatroniker“, und die Feministen aus dem Westen sagten „Ihr seid nicht feministisch, das muss heißen: Ich bin Sekretärin.“ Also da war die feministische Sprache nicht nur die bessere, auch wenn es trotzdem wichtig ist, in einer Sprache sichtbar zu werden und gemeint zu werden. Jetzt rede ich über Sprache.

Robin Wall Kimmerer wäre mit Potawatomi aufgewachsen, wenn das nicht die Sprache gewesen wäre, die ihrem Vater und ihrem Großvater noch verboten wurde. Die sind noch in diese Schulen geschickt worden, wo den Kindern noch ihre eigene Sprache und Kultur brutal ausgetrieben wurde. Und sie schreibt, dass sie als Erwachsene diese Sprache gelernt hat, und es gibt ein Wort mit der Bedeutung „die Macht, die den Pilz dazu treibt, über Nacht durch die Erde zu schießen: Puhpowee“. Warum haben wir mit unserem Biologielatein kein Wort dafür? Puhpowee ist ein Wort aus einer Sprache, in der die Welt voll von unsichtbaren Energien ist, die alles bewegen. Fun Fact: Potawatomi unterscheidet

¹ Vgl. Robin Wall Kimmerer, *Geflochtenes Süßgras*. Berlin 2021; Kapitel: „Die Ehrenhafte Ernte“.

übrigens auch nicht zwischen männlich und weiblich. Nomen wie Verben werden nicht anhand von Geschlecht unterschieden, sondern ob sie belebt oder unbelebt sind. Man hört eine Person anders als man ein Flugzeug hört.

Das Deutsche, ebenso wie in den meisten Sprachen, die wir kennen, besteht hauptsächlich aus Nomen, und sie sind die wichtigsten Worte. Potawatomi besteht zu 70 % aus Verben. Es gibt Verben für „ein Samstag sein“, „ein Berg sein“, „rot sein“, „ein See sein“, „ein Baum sein“. Und wenn man sich das einmal vorstellt, man ist ein Baum und streckt die Äste aus und da nisten Vögel und da sind Insekten, die in der eigenen Rinde krabbeln, und man kann seine eigenen Wurzeln ausstrecken – natürlich ist man belebt. Natürlich ist das ein Verb. Natürlich ist das etwas, das man macht. Erst wenn wir den Baum mit einem Nomen bezeichnen, wird er zu einem Ding, das man dann irgendwann absägen und zu Brettern zersägen kann. So verwandelt er sich von etwas Lebendem in etwas Totes, und deshalb hat Potawatomi eine Grammatik der Intimität. Die Liste der unbelebten Dinge ist deutlich kürzer und bezieht sich hauptsächlich auf von Menschen hergestellte Dinge, wie Tische.

Eine Sprache wie Potawatomi erinnert die Sprechenden mit jedem Satz an ihre Verbindung, ihre Verwandtschaft mit der belebten Welt. Und ich dachte, das sind die sogenannten indigenen Völker, das ist bei uns ganz anders. Und dann habe ich herausgefunden, dass das nicht stimmt und wir genau dieses Verhältnis hier auch hatten. Was mich in letzter Zeit am meisten bewegt hat, war die Geschichte des Commons, das deutsche Wort dafür ist Allmenden. Ich weiß nicht, ob Sie das noch kennen, ich kannte das Wort nicht und hatte es noch nie gehört. Ich kenne das Wort Commons aus England, als das gemeinsame Land, das man gemeinsam beweiden und beernten kann und das durch verschiedene Gesetze eingeeht und privatisiert wurde. Mir war nicht klar, dass es die Voraussetzung für den Kapitalismus war, Menschen die Möglichkeit zu nehmen, subsistent zu leben und dadurch eine Klasse von mittellosen und bedürftigen Menschen zu schaffen, die man in die neu entstehenden Fabriken schicken konnte, die für die Großgrundbesitzer – wodurch sind sie wohl Großgrundbesitzer geworden – arbeiten mussten, die man in Kriege schicken konnte und so weiter.

Deshalb waren die großen sozialen Proteste des 16. und 17. Jahrhunderts bis ins 18. Jahrhundert hinein der Kampf um die Commons, um das gemeinsame Land. Karl Marx nennt diese Enclosures und die gewaltsame Zerstörung der Commonsökonomie als die Vorbedingung für den Kapitalismus und sagt, das sei die große Tragödie dieser Zeit. Ich war entsetzt, als ich erfuhr, dass wir ein Recht auf das Land haben, auf dem wir leben, auf das Wasser, auf die Luft, die wir atmen. Der öffentliche Raum kann uns allen gehören. Ich kann mich noch erinnern an meine erste Bürgerinitiative, als der Volksgarten in Düsseldorf für die Bundesgartenschau eingezäunt werden sollte und die Leute, die dort wohnten, Eintritt bezahlen sollten, um hineinzugehen. Wir haben damals an ganz vielen Punkten er-

klärt, was die schlimmen Folgen wären, aber niemand hat grundsätzlich das Recht der Stadt, uns den Garten zu nehmen, infrage gestellt. Wir haben es nicht infrage gestellt. Später habe ich herausgefunden, dass der Volksgarten im Stadtteil Düsseldorf-Oberbilk, wo ich gelebt habe, ein klassischer Arbeiterstadtteil, nur existiert, weil die Menschen wie die Fliegen gestorben sind. Da hat sich die Stadt überlegt, was machen wir denn da? Ach nein, Kanalisation anlegen, das ist zu teuer. Machen wir mal einen Park! Das Verblüffende daran war, es hat funktioniert. Die Lebenserwartung ist sprunghaft gestiegen, weil anscheinend die Möglichkeit, Bäume zu sehen, zu den Blumen zu gehen, Natur wahrnehmen zu können, mit Natur interagieren zu können, etwas ist, was ähnlich wichtig ist, wie all die Dinge, über die wir sonst politisch debattieren.

Die älteste Pflanze – das ist auch etwas, das ich erst vor kurzem gelernt habe – die bisher in einer menschlichen Siedlung gefunden wurde, ist 23.000 Jahre alt. Es ist eine Blume, die ein bisschen aussieht wie ein kleines, gelbes Gänseblümchen. Man kann sie nicht essen, sie hat keine medizinische Funktion, und trotzdem gab es am See Genezareth unendlich viele davon. Warum? Wahrscheinlich, weil die Menschen sie schön fanden. Schönheit macht etwas mit unserer Psyche, aber auch direkt mit unserem Immunsystem. Menschen, die in Stadtteilen mit wenig Natur leben, entwickeln verstärkt Herz-Kreislauf-Probleme, die nicht auf Umweltverschmutzung zurückzuführen sind. Deshalb sind Parks und Nachbarschaftsgärten nicht nur wertvoll für die Gesundheit, sie reduzieren zum Beispiel auch Kriminalität, und zwar deutlich effektiver als Überwachungskameras. Allerdings nur unter einer Bedingung: dass sie nicht eingezäunt sind. Dann neigen Menschen nämlich dazu, ihren Müll in diese Grünflächen zu werfen – wahrscheinlich, weil sie sich ausgeschlossen fühlen. Das gilt nicht nur für urbane Brennpunkte, sondern auch für globale. So war die Wohltätigkeitsorganisation Lemon Tree, die Gärten in Geflüchtetenlagern anlegt, überrascht, dass sich die Menschen, obwohl sie dringend Essen brauchten, zu 70 % dafür entschieden, Blumen anzupflanzen. Weil Schönheit für unser Überleben genauso dringend nötig ist. Wir brauchen Essen. Wir brauchen Brot. Und Rosen!

Deshalb stimme ich Marx zu, dass die Enclosures als eines der größten Verbrechen gegen die Menschheit in die Geschichtsbücher hätten eingehen sollen. Stattdessen steht dort, dass die Einhegungen notwendig waren, um Landwirtschaft effektiver gestalten und die wachsende Bevölkerung ernähren zu können. Womit? Mit der Wolle der Schafe, die dort geweidet wurden? Welche Lords und Großgrundbesitzer haben noch einmal Suppenküchen eröffnet?

Nahezu noch zynischer – wobei das ein Kopf-an-Kopf-Rennen ist – ist die Theorie des Ökologen Garrett Hardin, der 1968 den einflussreichen Artikel *THE TRAGEDY OF THE COMMONS* veröffentlichte.² Darin erklärte er, warum Commons – die über Jahrhunderte

² Garrett Hardin, „The Tragedy of the Commons“, in: *Science, New Series*, 162, 3859, 12/1968.

und wahrscheinlich Jahrtausende gut funktioniert haben – zum Scheitern verurteilt sind. Warum? Er illustriert das am Beispiel einer hypothetischen Weide, auf der alle Dorfbewohner je zehn Schafe haben. Dann würden natürlich alle elf oder einer noch zwölf Schafe raufschicken, bis die ganze Weide abgeweidet ist und niemand mehr etwas zu Essen hat und alle Schafe verhungern. Die Tragödie der Commons. Abgesehen davon, dass die Menschen ja miteinander reden und Absprachen treffen können, ist daran hauptsächlich das Menschenbild interessant, dass wir einen übermächtigen Leviathan von einem Staat brauchen, der uns dazu zwingen muss, uns nicht die ganze Zeit Gewalt anzutun, uns auszubeuten und uns gegenseitig auf den Kopf zu hauen.

Das sind die Menschenbilder, mit denen wir noch immer buchstabieren. Der Mensch ist des Menschen Wolf. Im Englischen sagt man auch Veneer Theory. Das kann man sich wie eine Schicht Zivilisation oben vorstellen, und wenn man einmal daran kratzt, dann kommt der ursprüngliche Mensch zurück, der nur aus Selbstnutz funktioniert. Das kennen wir alle. Wie bei HERR DER FLIEGEN die Kinder, die auf dieser Insel gestrandet sind und dann erstmal einen autoritären Staat kreieren. Es basiert auf einer wahren Begebenheit: 1965 haben sechs Jungs in Tonga vor der Insel Alta Schiffbruch erlitten, waren dann für zwei Jahre, also einen sehr langen Zeitraum, dort allein und wurden dann gefunden. Natürlich haben die keinen autoritären Staat gegründet, sondern sich umeinander gekümmert. Einer von ihnen hatte einen Unfall, hat sich das Bein gebrochen – haben sie ihn liegen lassen? Natürlich nicht. Sie haben ihn mitversorgt, und alle Kinder haben wunderbar überlebt. Es geht.

Das Erste, was Menschen machen, ist nicht, sich gegenseitig etwas anzutun. Auch die Forschung zeigt, dass Soldaten in Kriegen nicht aufeinander schießen. Meistens schießt man daneben, und auch in Bürgerkriegen hat man immer wieder nachgeladen. Es wurden Waffen gefunden, die waren 20 Mal geladen. Man kann nicht 20 Mal laden und dann schießen. Und warum waren sie 20 Mal geladen? Weil, solange man lädt, man nicht schießen muss. Es ist offensichtlich nicht das Erste, was Menschen machen – sich gegenseitig umzubringen. Und deshalb ist es so wichtig, dass wir andere Geschichten hören. Dass wir keine Angst davor haben müssen, dass Menschen zuerst immer gefährlich für uns sind, sondern dass wir in der Lage sind zu kooperieren. Es ist unser Reset-Zustand. Wir sind auch in der Lage, mit der mehr als natürlichen Welt um uns herum zu interagieren.

Deshalb war es ein solcher Erfolg, als es Aktivist*innen 2017 gelang, dass der Whanganui River in Neuseeland als Rechtsperson anerkannt wurde: das Ziel eines 140 Jahre langen Kampfes. Die Whanganui iwi haben gesagt: „Wir haben diesen Fluss schon immer als

unseren Vorfahren betrachtet.“³ Die Meldung geisterte als Kuriosum durch die Medien, als etwas, was die Maori halt so tun, was mit uns aber herzlich wenig zu tun hat und Folklore ist. De facto hatten die Whanganui iwi dadurch die Möglichkeit, gegen Industrien zu klagen, die diesen Fluss verschmutzt haben – weil man nur als Rechtsperson klagen konnte. Das ist gelebte Liebespolitik, und zwar Liebe über die Grenzen der Spezies hinaus. In Indien – mein Vater kommt aus Indien – haben sie zeitgleich die Yamuna und den Ganges als Living Entities anerkannt. Allerdings stellte der Supreme Court diese Entscheidung ein paar Monate später wieder infrage, weil es dadurch möglich geworden wäre, die Rechte der Flüsse gegen Industrien einzuklagen und das extrem teuer geworden wäre. Das ist ein riesiges Problem. Denn es geht bei diesen Interventionen nicht nur um Prävention, sondern auch und vor allem um die Notwendigkeit, bedeutsame Beziehungen mit mehr-als-menschlichen-Entitäten einzugehen.

Aus demselben Grund plädieren die Performancekünstlerinnen und Sexökologinnen Annie Sprinkle und Beth Stephens dafür – ich habe, glaube ich, nie eine Rede gehalten, ohne Annie Sprinkle und Beth Stephens zu erwähnen –, das Paradigma „From Earth as mother to Earth as lover“⁴ zu ändern. Also: Lasst uns aufhören, von der Natur nur Versorgung und Ressourcen einzufordern, und stattdessen eine reziproke Beziehung miteinander eingehen. In ihren Workshops unterrichten sie Praktiken des Protests, wie man sich an Bäume kettet, aber auch, wie man Bäume nach Konsens fragt, bevor man sie umarmt. Das hört sich alles sehr hippie an – bis man einmal einen Workshop bei den beiden macht, dann gibt es nichts Naheliegenderes auf der Welt. Und dann kam die Corona-Krise, und die isländische Regierung riet ihrer Bevölkerung: „Umarmen Sie einen Baum.“⁵

Also tat ich genau das: Ich ging in den Volksgarten, der ja wegen unserer Bürgerinitiative keinen Zaun um sich hat, und habe Bäume umarmt, und es gab wenig Heilsameres gegen das Gefühl, dass der öffentliche Raum sich vor mir verschlossen hatte und mir feindlich gegenüberstand. Es half, dass der Volksgarten Anfang 2020 einer der wenigen Orte war, die nicht von rot-weißem Polizeiband abgesperrt wurden. Eine Stunde im Park war eine Stunde geistiger und emotionaler Gesundheit. Die isländische Regierung sagte, dass Bäume zu umarmen gegen Einsamkeit und Isolation hilft. Naheliegend. Wenn ich sonst schon nichts und niemanden umarmen darf, kann ich wenigstens einen Baum umarmen. Doch das ist mehr als nur eine Ersatzhandlung, es gibt ganz viele Studien dazu.

³ Zit.n. Eleanor Aigne Roy, „New Zealand river granted same legal rights as human being“, in: *The Guardian*, (16.03.2017).

⁴ Vgl. Annie Sprinkle und Beth Stephens mit Jenny Klein, *Assuming the Ecosexual Position. The Earth as Lover*. Minneapolis 2021.

⁵ Vgl. „Icelanders urged to hug trees to overcome isolation“, in: *BBC News* (25.04.2020).

Die klinische Psychiaterin Sue Stuart-Smith zeigt in ihrem Buch *WELL GARDENED MIND* ⁶, dass die Zeit, die Menschen im Krankenhaus zur Rekonvaleszenz brauchen, deutlich kürzer ist, wenn sie aus ihrem Fenster auch nur auf einen Baum schauen können, als wenn dort andere Klinikgebäude zu sehen sind – das kann man nachmessen. Die Rekonvaleszenzzeit verkürzt sich noch mal radikaler, wenn die Leute direkt selbst in einen der raren Klinikgärten gebracht werden. Die meisten Kliniken haben gar keine Gärten. Die sind gar nicht drauf ausgelegt, dass Patient*innen sie verlassen. In Großbritannien darf man aus Health-and-Safety-Gründen noch nicht einmal Blumen mit ins Krankenzimmer bringen.

Die Natur ist nicht einfach nur da draußen, sondern die Erweiterung unseres Seelenraums. Das ist etwas, was mich sehr anspricht: Wir haben ein Verhältnis miteinander. Commoning – denn natürlich sind Commons keine Sache, sondern Handlungen, commoning ist ein Verb ⁷ – ist immer auch Ausdruck des Mitfühlens, Mitlebens, Liebens. Ein Menschenbild, das auf Liebe basiert, wird eine andere politische Theorie und höchstwahrscheinlich auch eine andere politische Praxis hervorbringen als eines, das auf – okay, Hass ist jetzt ein wenig melodramatisch – als eines, das auf der Idee von Kampf basiert. Oder wie die Hollywood-Schauspielerin Rose MacGowan das ausdrückte am Anfang der #MeToo-Debatte: „I scare because I care.“ ⁸ Ich möchte andere Menschen eben nicht verängstigen, weil sie mir wichtig sind.

Deshalb ist Martin Luther King davon überzeugt, dass Love Politics der einzige Weg ist, den politischen Widerstand nicht in einem Fest der Vergeltung enden zu lassen, sondern eine Gesellschaft auf der Basis von Gleichheit und Respekt aufzubauen: „Macht ohne Liebe ist rücksichtslos und missbräuchlich, Liebe ohne Macht ist sentimental und blutleer. Die ideale Macht ist Liebe im Dienst der Gerechtigkeit. Die ideale Gerechtigkeit ist Liebe, die alles beseitigt, was der Liebe im Weg steht.“ ⁸ Und ich finde diesen Gedanken unglaublich wichtig, weil die großen Vertreter der Love Politics – Martin Luther King, Gandhi und so weiter – die haben einen gewaltlosen Widerstand gepredigt, da kann man über Versöhnung relativ einfach nachdenken. Aber auch Nelson Mandela, der eindeutig gewaltsamen, bewaffneten Widerstand geleistet hat, war es sehr wichtig, dass über Vergebung geredet wird. Wie gehen wir mit unseren Gegnern um, wenn wir den politischen Kampf gewonnen haben? Die Wichtigkeit von Vergebung. Das war ein ganz zentraler Aspekt, um politische Solidarität in Südafrika zu etablieren.

⁶ Sue Stuart-Smith, *Well Gardened Mind: Rediscovering Nature in the Modern World*, London 2020.

⁷ Der Gebrauch von commoning als Verb wurde durch den Historiker Peter Linnebaugh popularisiert.

⁸ King 1967, 37.

Was heißt Versöhnung? Wir haben in unserer Gesellschaft relativ wenige Ideen von Versöhnung, außer das christliche „gebt euch die Hand, und dann muss alles vorbei sein“, womit niemand zufrieden ist. Aber ansonsten leben wir in einer Gesellschaft, die auf der Idee basiert: Wir müssen rausfinden, wer der Schuldige ist, und dann müssen wir gegen den ankämpfen. Wenn das erfolgversprechend wäre, hätten wir schon längst das Böse in der Welt eliminieren müssen. Das machen wir seit mindestens 2000 Jahren. Wenn das funktionieren würde, hätten wir schon längst gewonnen haben müssen. Sogar wenn wir gewinnen würden: Was machen wir mit den Tätern? Damit müssen wir umgehen. Wir haben ein Rechtssystem, das auf Bestrafung basiert, also der Idee: Wenn jemand etwas Böses getan hat, muss er leiden, um ein besserer Mensch zu werden. Das hat aber nichts mit moderner Rechtsprechung zu tun, sondern nur mit Christentum. Kein Mensch wird durch Gefängnisse zu einem besseren Individuum. Warum halten wir daran fest? Warum gucken wir uns nicht auch unser Gefängnisystem an, unser Rechtssystem? Wie können wir Menschen reformieren? Wie können wir wirklich dafür sorgen, dass Menschen wieder Teil einer Gesellschaft werden können und dass sie die Gesellschaft nicht mehr bedrohen? Das sind riesige Debatten, denen wir uns nicht stellen, weil wir immer mit den aktuellen politischen Debatten kämpfen. Das andere, was mir aufgefallen ist: Sogar, wenn alle Bedrohungen beseitigt sind, fühlen wir uns noch nicht sicher. Das hat ganz viel damit zu tun, dass wir immer eine Botschaft von Gefährdung erhalten. Das heißt, wir bleiben in diesem Modus von Gefährdung stecken. Wenn ich Vorträge halte und Leute frage „womit würdest du dich sicher fühlen?“, stelle ich immer wieder fest: Wir haben kein Konzept dafür. Wir haben kein Konzept dafür, wie wir emotionale Sicherheit herstellen können, weil es auch körperliche Prozesse sind und weil wir denken, dass wir alles über Diskussionen lösen können.

Es gibt relativ viel Forschung über die Verbindung zwischen Ekel und Angst. Xenophobie ist ja das griechische Wort für die Angst vor anderen, und in den momentanen Debatten wird häufig gesagt, es solle nicht Angst heißen, sondern Hass: Fremdenhass. Aber ganz viel Recherche deutet eigentlich darauf hin, dass es um Ekel geht. Es gibt zum Beispiel Studien, bei denen man Menschen in einen Raum mit schlechten Gerüchen gestellt hat und dann sollten sie Fragebögen ausfüllen zu politischen Ideen. Die Leute im Raum mit den ekligen Gerüchen haben automatisch die konservativeren Dinge angekreuzt. Was sehr spannend ist, denn wir leben momentan in einer Zeit der Pandemie. Wir alle haben das Gefühl, dass Menschen gefährlich sind. Mensch sein, alles kann uns anstecken, alles kann eklig sein. Es gibt Forschungen dazu, inwieweit der Aufenthalt von Menschen an Orten mit vielen Viren und Bakterien sich auf ihre politischen Überzeugungen auswirkt. Das ist Forschung, die noch im Grundstadium ist, aber es sind alles Fragen, über die wir uns Gedanken machen müssen.

Die Philosophin Martha Nussbaum sagt, wir projizieren Ekel auf Objekte: „Ich war krank, nachdem ich das gegessen habe.“ Manchmal stimmt das, aber wir essen etwas danach ganz lange nicht mehr, auch wenn es nicht mehr kontaminiert ist. Oder noch interessanter: Hitler! Dieses T-Shirt hat Hitler gehört. Würdest du es anziehen? Natürlich würde ich das nicht anziehen. Auch wenn er es nie berührt hat, würde ich es nicht anziehen! Wir projizieren unseren Ekel auf Objekte. Im politischen Diskurs gehen wir davon aus, dass wir rationale Menschen sind, die nur über rationale Argumente erreicht werden können. Wir reden über die ganzen anderen Aspekte nicht, und deswegen haben wir viel zu wenig Wissen drüber. Wahrscheinlich müssen wir, bevor wir miteinander reden, uns erst einmal anfassen oder dieselbe Luft einatmen. Und im Moment machen wir wirklich das Gegenteil. Wir bleiben möglichst weit voneinander weg, und dann versuchen wir, Probleme miteinander zu lösen. Jemand, der schonmal probiert hat, ein Problem per E-Mail mit jemandem zu lösen, weiß, dass das echt nicht leicht ist. Und ich glaube, wir müssen unsere Körper, unsere Bakterien wieder miteinander vermischen, perspektivisch, nicht jetzt sofort. Wenn wir als Spezies überleben wollen, müssen wir darüber nachdenken, dass wir einander so viel mehr brauchen als wir uns ausmalen können: in guten wie in schlechten Tagen.

Ich danke Ihnen!

DRESDNER REDEN 1992 – 2022

1992

Günter Gaus – Christoph Hein – Egon Bahr – Willy Brandt
Dieter Görne, Thomas Rosenlöcher, Uta Dittmann, Wolfgang Ullmann

1993

Hans-Dietrich Genscher – Friedrich Schorlemmer – Tschingis Aitmatow –
Regine Hildebrandt
Hildegard Hamm-Brücher, Heinz Czechowski, Heinz Eggert, Rainer Kirsch

1994

Heiner Geißler – Konrad Weiß – Wolfgang Thierse – Christa Wolf
P. Lothar Kuczera S.J., Benedikt Dyrlich, Hanna-Renate Laurien, Antje Vollmer

1995

Horst-Eberhard Richter – Alfred Hrdlicka – Kurt Biedenkopf – Walter Jens
Hans-Joachim Maaz, Werner Stötzer, Ludwig Güttler, Günter Jäckel

1996

Hildegard Hamm-Brücher – Margarita Mathiopoulos – Dževad Karahasan – Fritz Beer
Wolfgang Lüder, Bärbel Bohley, Hubert Kross jr., Dieter Schröder

1997

Günter de Bruyn – Libuše Moníková – Günter Grass
Thomas Rosenlöcher, Friedrich Christian Delius, Volker Braun

1998

Jens Reich – Fritz Stern – Adolf Muschg – György Konrád
Janusz Reiter, Kurt Biedenkopf, Sigrid Löffler, Karl Schlögel

1999

Jutta Limbach – Brigitte Sauzay – Andrei Pleșu – Rolf Schneider
Steffen Heitmann, Rudolf von Thadden, György Konrád, Hans-Otto Bräutigam

2000

Peter Sloterdijk – Wolfgang Leonhard – Wolf Lepenies
Eberhard Sens, Johannes Grotzky, Friedrich Schorlemmer

2001

Adolf Dresen – Rita Stüssmuth – Daniel Libeskind – Volker Braun
Sigrid Löffler, Wolfgang Thierse, Heinrich Wefing, Friedrich Dieckmann

2002

Bassam Tibi – Alice Schwarzer – Daniela Dahn – Egon Bahr
Reiner Pommerin, Alexander U. Martens, Ingo Schulze, Friedrich Schorlemmer

2003

Michael Naumann – Susan George – Wolfgang Ullmann
Moritz Rinke, Peter Weissenberg, Jens Reich

2004

Hans-Olaf Henkel – Joachim Gauck – Karl Schlögel
Martin Gillo, Frank Richter, Alexandra Gerlach

2005

Dieter Kronzucker – Klaus von Dohnanyi – Christian Meier – Helmut Schmidt
Susanne Kronzucker, Aloys Winterling, Dieter Schütz

2006

Hans-Jochen Vogel – Heide Simonis – Margot Käßmann – Joschka Fischer
Christoph Meyer, Dieter Schütz, Reinhard Höppner, Mario Frank

2007

Gesine Schwan – Valentin Falin – Gerhard Schröder – Oskar Negt
Katrin Saft, Egon Bahr, Martin Roth, Friedrich Schorlemmer

2008

Elke Heidenreich – Lothar de Maizière – Peter Stein – Julia Franck
Karin Großmann, Hans-Joachim Meyer, Peter Iden, Eva-Maria Stange

2009

Fritz Pleitgen – Jörn Rüsen – Jan Philipp Reemtsma – Meinhard von Gerkan
Wolfgang Donsbach, Jürgen Straub, Harald Welzer, Wolfgang Hänsch

2010

Kathrin Schmidt – Dieter Wedel – Peter Kulka – Bernhard Müller
Jörg Magenau, John von Düffel, Dieter Bartetzko, Eva-Maria Stange

2011

Charlotte Knobloch – Rüdiger Safranski – Jonathan Meese – Dietrich H. Hoppenstedt

2012

Frank Richter – Gerhart Rudolf Baum – Andres Veiel – Ingo Schulze – Ines Geipel

2013

Stephen Greenblatt – Markus Beckedahl – Jürgen Rüttgers – Nike Wagner

2014

Heribert Prantl – Roger Willemsen – Jürgen Trittin – Sibylle Lewitscharoff

2015

Heinz Bude – Carla Del Ponte – Jakob Augstein – Andreas Steinhöfel – Michael Krüger

2016

Naika Foroutan – Peter Richter – Giovanni di Lorenzo – Joachim Klement

2017

Ilija Trojanow – Lukas Bärfuss – Eva Illouz – Matthias Platzeck

2018

Richard Sennett – Norbert Lammert – Dunja Hayali – Eugen Ruge

2019

Doris Dörrie – Karola Wille – Robert Menasse – Ian Kershaw

2020

Ulrich Wickert – Hartmut Rosa – Marion Ackermann – Miriam Meckel

2021

Jenny Erpenbeck – Sven Plöger – Franz Müntefering – Aleida Assmann

2022

Clemens Meyer – Klaus Töpfer – Svenja Flaßpöhler – Mithu Sanyal

IMPRESSUM

Spielzeit 2021/2022

HERAUSGEBER Staatsschauspiel Dresden

INTENDANT Joachim Klement KAUFMÄNNISCHER GESCHÄFTSFÜHRER Wolfgang Rothe

GRAFISCHE GESTALTUNG Andrea Dextor

TEXTNACHWEISE Alle Rechte liegen bei den Redner*innen.

GENDERHINWEIS

Diese Publikation verwendet geschlechtergerechte Sprache als Ausdruck der Vielfalt aller Individuen. Sollten einzelne Begriffe nicht geschlechtergerecht differenziert sein, ist dies im Kontext zu betrachten. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung grundsätzlich für alle Menschen.

Das Staatsschauspiel Dresden ist Mitglied
der European Theatre Convention.



04.2022